

# Beilage der „Neuen Freien Presse“.

## Die Landpostmeisterin.

Ergählung aus dem österreichischen Beamtenleben.

Von Marie Stöger.

(8. Fortsetzung.)

Der Mittagstisch war hastig. Erst abends kamen die Gäste und kam auch eine Stimmung von Gemütlichkeit und Wärme. Sonst wehte in diesem Hause ein Hauch von freier Kühle und ich hatte wohl deshalb nie das Gefühl, in einem deutschen Hause zu sein, trotz der deutschen Umgangssprache. Die offizielle Besinnung jedenfalls war slowenisch. Doch gehörte diese erst der jüngeren Zeit an und war von den Eltern des jetzigen Hausherrn gewiß nicht und von ihm selbst wohl erst seit kurzem geblieben worden. Ob aber diese Umkehrung aus Geschäftsinteressen entsprungen war, möchte ich fast bezweifeln, denn das Geschäftshaus war ein altes, erbangegebenes, hatte weit und breit einen großen Ruf, ja einen gewissen Ruhm, und würde sich schwerlich einen Schaden zugefügt haben, ein deutsches geblieben zu sein, wie zum Beispiel das eines seiner nahen Verwandten, das trotz deutscher Besinnung reich und angesehen blieb. Ich glaube vielmehr, daß die Familie und ihre Betätigung nur deshalb slowenisch wurden, weil es damals in jener Gegend neu, interessant, mit einem Wort modern geworden war, slowenisch geirnt zu sein. Jeder war es, der zur Gesellschaft zählen wollte. Deutschgesinnte standen ganz außerhalb. Ich unbedeutendes Ding wurde nur eben so mitgenommen. Ich war aus armer Beamtenfamilie und es war abzusehen, daß ich keine Zukunft haben würde: es war nicht wert, sich viel um meine Besinnung zu kümmern. Mir war es recht so. Ich hing mir schwärmerischer Jünglinge an der älteren der Töchter. Sie war einige Jahre älter als ich, nicht gerade ausnehmend, aber doch immerhin hübsch, sehr lebhaft und von beweglichem Geist. In Gesellschaft war sie von unbefleglicher Lustigkeit und voll Humor. Sie spielte deshalb wie auch wegen des Ansehens ihres reichen Vaterhauses überall die erste Rolle. Mit mir war sie

manchmal lieb, zutraulich und mitteilbar und manchmal wieder großartig hochmütig. Ich schrieb diese letztere Stimmung immer auf meine Rechnung, als hätte ich durch unrichtige Behandlung des nach meiner Meinung ungenügend fein veranlagten Mädchens, durch ein Nichtverstehen ihrer ganzen Seele mir ihre Bestimmung zugezogen. Jedenfalls liebte ich das Mädchen sehr. Konnte ich sie nicht treffen, so schrieb ich ihr schwärmerische lange Briefe, die sie gern beantwortete. Den Briefen, die ich von ihr erhielt, pflegte ich für mich selbst zärtliche und sehnüchtige Worte für sie beizufügen, die natürlich niemand las.

Mit der jüngeren der Schwestern war ich herzlicher befreundet. Sie war gleich alt mit mir, war etwas weniger hübsch als die ältere, von gleichmäßigem, stillen, sogar etwas gedrücktem Wesen. Sie schloß sich an mich und ich mich an sie vertraulicher an und ich hatte sie vom ganzen Herzen gern. Sie erschien mir lieb und gültig und weich. Auch sie hatte viel gelernt, aber das imponierte mir nicht so wie bei der älteren Schwester. Dafür hatte die jüngere etwas Pierliches und Sinniges und hatte wunderbar geschickte kleine Hände, unter denen alles zierlich, schön, fein und geschmückt wurde. Sie war gewiß eine kleine Künstlerin.

Um solch einer Freundschaft willen wäre meine junge, noch biegsame Seele einer großen Wandlung fähig gewesen: die beiden reichen Mädchen waren echt katholisch und sehr fromm. Ich glaube, sie waren es aus Sehnsucht nach etwas Höherem und nicht, um eine Sitte hoher Kreise nachzuahmen. Ich mußte die Ehrlichkeit und innere Aufrichtigkeit dieser Frömmigkeit empfunden haben, denn ich wurde seltsam angezogen davon, und würde ich den Verkehr mit den beiden Mädchen länger genossen haben, so wäre ich wohl mit einem guten Stück meines Seelenlebens in den mystischen Hauber katholischer Religionsübungen gezogen worden. Auch in meinem Elternhause wurde streng und emsig katholischer Geist gepflegt, aber da war er eine finstere und despotische Macht, gegen deren Druck ich von freier Kindheit auf das tiefste Widerstreben empfand und — vergebens — auszuüben suchte. Fromm wurde ich dabei nicht.

Aber die beiden Freundinnen brachten mich durch Ueberredung für einige Zeit dazu, und mit festem Ge-

fühlen erinnere ich mich zuweilen jener Tage, da ich Andacht und Inbrunst und die beglückende Sehnsucht und Hoffnung auf eine ewige und herrliche Seligkeit — erworben durch reines Gebet und völlige Abgewandtheit vom Leben — in mir zu empfinden begann. Ich weiß auch seit meinen fleißigen Kirchgängen damals noch immer nicht viel Ergreifenderes und Feierlicheres, als es ein lutherischer Abendgott in der dunkeln und menschenleeren Kirche ist, oder eine Frühmesse im Winter — oder eine große „gesungene“ Messe am hellen Vormittag, wenn die Sonne durch die Kirchenfenster leuchtet! Alles dies ist herrlich in den Städten und es ist — wenigstens für mich — wunderbar ergreifend in den kleinen hellgetünchten Kirchen des slowenischen Landes, wenn die ersten Tonsolgen des priesterlichen Gesanges mit dem schrillen und völlig kunstlosen Chorgefang, den alten kirchlichen slowenischen Kirchenliedern abwechseln und davon doch alle Herzen erhoben, getrübt, erfreut werden. Alles ruht in stiller Andacht und niemals hört das unangenehme Hin- und Hergehen flüchtiger Kirchenbesucher. Höchstens, daß ab und zu ein kleiner Vogel mit ängstlichem Gezwickel durch geöffnete hohe Fensterflügel über die Andächtigen hinwegstreift. In dem völlig kunstarmen Lande, in dem sich weder am Hausrat noch in den nüchternen Stuben oder an den ärmlichen Häusern eine Spur auch nur eines primitiven Kunstsinnes finden läßt, ist doch alles von einer tiefinnerlichen poetischen Empfindung durchdringt, nicht fühlbar dem Menschen, der nicht mitten in diesem Lande und seinem Leben lebt, vielleicht nicht einmal dem, dem nicht selbst dies Land die Heimat Erde ist. Mit bewundernswerter Betrachtung aller Schwierigkeiten bauen hier die Menschen sich ihre kunstlosen Kirchen und ihre Wohnstätten auf allen nur irgend zugänglichen Höhen, unbewußt des Zweckes, fern über das unten ausgebreitete Land blicken zu können — und nicht gedrängt zu wohnen. Ein leiser Hauch nach Einsamkeit, nach stillem Zurückziehen weht in den Menschen dieses düstere bewohnten Landes, in welchem nur die Deutschen Schlösser, Städte und Märkte gebaut haben und geschlossene Dörfer selten und dann fast stets von Deutschen durchzogen sind. Ob die Menschen dieses Landes Dichter hervorgebracht haben — Künstler, bildende Künstler schon gewiß nicht — weiß ich nicht.

## Literaturblatt.

### Mahler.

„Gustav Mahler.“ Von Richard Specht. Mit neunzig Bildern. Bei Schuster & Bossler, Berlin und Leipzig, 1913.

Von Hermann Bahr.

Mahler war eben fünfzig geworden, als, drei Jahre nach seiner Vertreibung aus Wien, unmittelbar vor der Münchner Aufführung der „Mefisto“, zehn Monate vor seinem Tode Paul Stefan herabhaft beredete, tief andächtige, von erblitterter Begeisterung glühende Schrift über ihn ersähen. Jetzt hat ihm Richard Specht ein Denkmal gesetzt, ein wunderschönes Triptychon: links der Mensch, rechts der Komponist, mitten als Hauptstück der Direktor. So steht mit höchst lebendiger Gegenwart das Ereignis dieses Mannes wieder vor uns da, der eine ganze Stadt zehn Jahre lang in Aufruhr hielt, entzündend und beseligend, aber auch empörend und vernichtend, so geliebt als verhaßt, doch mitten im Dunst der um ihn schwebenden Leidenschaft selber ganz einsam, unerkannt und entfremdet. Und mit ihm steht auch seine ganze Zeit wieder auf, jene zehn von ihm beherrschten Jahre, da der Geist dieses einen Menschen stärker als alle Wirklichkeit war. Wir können uns ihrer ja heute kaum mehr recht entsinnen. Er ist noch keine vier Jahre tot und schon sind wir fast unfähig geworden, ihn uns vorzustellen. Und ungläubig lächeln die jungen Leute, wenn wir von ihm erzählen. Vielleicht haben wir es bloß geträumt. Oder gab es wirklich in Wien einst eine solche Zeit? Ging wirklich bei helllichem Tag ein solcher Mann unter uns in der aufgeschredenen Stadt herum? Ist es nicht vielleicht bloß eine Sage wie die vom Kaiser Karl im Untersberg und eigentlich doch von einer noch viel größeren Unwahrscheinlichkeit?

Ich muß immer noch an meine erste Begegnung mit Mahler denken vor siebzehn Jahren. Pollini war in Wien, ich hatte mit ihm zu tun, wir saßen in seinem Hotel, als unversehens etwas ins Zimmer schloß, wie ein Luftzug durch ein aufgestoßenes Fenster, wie ein Wasserstrahl aus einem Rohr, wie ein Element; er trat nicht ein, er krach herein. Zugleich aber war mir, als ob ich ihn kennen, ihn schon irgend einmal irgendwo gesehen haben müßte, aber freilich anders, vielleicht in einer anderen Tracht oder eigentlich eher, wenn ich genau mein Gefühl ausdrücken soll, in einer anderen Sprache, so daß ich ihn jetzt, in dieser Uebersetzung, nicht gleich wieder erkennen konnte. Das quälte mich, aber indem ich nachsah und dabei seinen Namen verlor, den mir Pollini sagte, schoß der Unbekannte kreisend durchs Zimmer, schien durch mich gestört und schoß stampfend auf einmal wieder fort, auch wieder wie wenn ein Windstoß plötzlich weht, wie wenn ein Wasserstrahl plötzlich abgedreht wird; auf einmal war er spurlos wieder weg. Pollini

sagte lachend: „Eine närrische Nummer, der Kapellmeister, was? Aber da, bei dem Wort Kapellmeister, bei diesem Wort fuhr es in mich, woher ich ihn kannte, und ich erschauerte: War das nicht Hugo Wolf? Gab es noch einen zweiten Hugo Wolf? Einen Hugo Wolf in Schwatz? Aber nein, sie glichen sich ja doch gar nicht! Nein, keinen einzigen Zug hatten sie gemein! Was fiel mir denn nur ein? Und indem jetzt Hugo Wolf vor mein inneres Auge trat, begriff ich gar nicht mehr, wie mich denn ein so dunkler Unhold an den hellsten Menschen erinnern hatte können. Wagn, wie Raski und Tag waren sie verschieden! Dies aber half mir nichts, ich wurde doch noch immer das Gefühl nicht los, als wenn es dennoch irgendwie, wenn auch geheimnisvoll verwandelt, sozusagen ins Böse verzaubert, derselbe Mensch gewesen wäre. Mir fiel auch ein, daß ich Hugo Wolf, bloß halb im Scherz, zuweilen gern ein Tier hieß, ein Tier, in dem ja, wie das schon im Märchen geht, vielleicht der schönste verwunschene Prinz stecken kann, und eben jetzt, da jener durchs Zimmer schoß, das war doch auch eher ein verlaufenes Tier gewesen, kaum zur Not gezähmt! Nein, sie hatten nichts gemein, nicht einen Zug, sie glichen sich gar nicht, aber irgend etwas, irgendein Mal, irgendein Zeichen war ihnen eingebrannt, als wenn sie zur selben Herde, als wenn sie demselben Herrn gehörten oder aber vielleicht denselben Fluch zu tragen hätten. Ich hatte Hugo Wolf einst damit geneckt, daß sicher einmal der Kapellmeister Kreisler in der Steiermark gewesen sein müßte, es wäre mir sonst unerklärlich. Jetzt aber fiel mir ein, daß ja der Kapellmeister Kreisler auch einmal in Böhmen gewesen sein konnte. Wir hätten dann eine feierliche und eine böhmische Linie Kreisler, und der Urahn schlug doch immer überall durch! Ohne Bild gesprochen: in beiden war das Typische des schaffenden Meisters stärker als alle persönlichen Züge. Aber ich hatte dies alles schon wieder halb vergessen und mein erstes, sehr starkes Gefühl von Mahler war allmählich eher abgeschwächt oder doch keife verdunkelt worden (wie erkennen ja meistens das Wesen eines Menschen auf den ersten Blick besser, als wenn er uns dann näher bekannt, gerade dadurch aber, durch das viele Detail, das wir jetzt von ihm wissen, durch seine Reden mit uns, durch unser inneres Verhältnis zu ihm eher wieder zugegedet wird); als ich mit den beiden das selbe ganz unvermutet noch einmal erlebte, viele Jahre später. Ich las um diese Zeit Romain Rollands herrlichen „Jean Christophe“, den höchsten Roman unserer Zeit, der nun endlich auch deutsch erschienen ist (bei Klettner & Voening in Frankfurt), ihren Wilhelm Meister; damals waren erst drei Bände davon erschienen. Und kaum begann der heiße Knabe sich vor mir zu regen, da rief ich schon: Aber das ist ja Mahler, wie er lebt und lebt! Seltsam war das. Konnte Romain Rolland Mahler? Es war Mahler in jedem Zuge, geistig und physisch, ja sozusagen auch noch metaphysisch, nämlich bis in das letzte, namenlose, unaussprechliche, unbegreifliche,

ja fast absurde, doch aber erst die volle Wahrheit einschließende Geheimnis hinein, das einen Menschen eben erst zu diesem einen, einzigen, einmaligen Menschen macht. Mir allen Worten und seiner ganzen inneren Erde war er ausgegraben. Ein Portrait an Leib und Seele, doch auch schon von drüben gesehen. So hat Greco den Straf-Inquisitor gemalt, so Dostojewski sich selbst im Fünften Nuschkin. Seltsam war mir das. Doch es sollte bald noch seltsamer kommen. Denn wie der Knabe dann erwacht, in die Welt gerät und auf ihre Niederkraft stößt, läßt der Dichter ihn Begebenheiten erleben, die Hugo Wolf wirklich erlebt hat, und so verwandelt sich dem Leser jetzt Mahler in Hugo Wolf, aber ohne daß dabei Jean Christophe irgendwie verwandelt würde. Jean Christophe bleibt derselbe, er nimmt nur jetzt die Maske Mahlers ab und nimmt dafür die Maske Hugo Wolfs an, immer aber ist es noch derselbe Jean Christophe, und unheimlich war mir der Augenblick, da nun beim Lesen der erdichtete Jean Christophe stärker zu werden schien als die beiden, als der wirkliche Mahler samt dem wirklichen Hugo Wolf, und ich auf einmal das Gefühl hatte, als wären Mahler und Hugo Wolf, die ich doch kannte, mit meinen Augen gesehen und mit meiner Hand berührt halte, als wären sie beide vielleicht doch bloß Schattenspiegel des Jean Christophe gewesen, dieser allein aber ihr Urwesen und ihre lebendige Wahrheit. Da wurde mir erst handgreiflich, was sie, so wenig sie sich glichen, doch miteinander gemein hatten, dies nämlich, daß in beiden, bei aller Singularität eines jeden, doch das Typische noch stärker war, so stark, daß, wer Wesen und Schicksal, ja die Idee des Meisters darzustellen unternimmt, unwillkürlich Mahler oder Hugo Wolf treffen muß. Auch wenn er die beiden gar nicht kennt. Ja sogar wenn es einer unternimmt, bevor die beiden noch geboren waren. Es gibt einen vergeblichen Roman Pulvers, „Janoni“. Da kommt ein Neapolitaner vor, Gaetano Pisani, Geiger in San Carlo und Komponist, aber wen schildert Pulver? Mahler. Schon gleich äußerlich in seiner strange contortion of visage, und: The features were noble and regular, but worn and haggard, with a fixed, speculative, dreamy stare in his large and hollow eyes. All his movements were peculiar, sudden, and abrupt, as the impulse seized him. Aber auch in seiner Musik, von der es heißt: the style of the Neapolitan musician was not on the whole pleasing to ears grown nice and euphastic in the more dulcet melodies of the day; and faults and extravagances easily discernible, and often to appearance wilful, served the critics for an excuse for their distaste. Ja, Mahlers ganzes Verhältnis zur Menschheit und zur Welt ist hier schon ausgedrückt: The affections of Pisani were little visible on the surface. His mind and soul were so thoroughly in his art, that domestic life glided by him, seemingly as if that were a dream, and the art the substantial form and body of existence. Alles, was Mahler war, kann man nicht besser sagen als mit diesen Worten: He and his art seemed alone suited

Wenn aber, so glaube ich, daß sie deutschen Geistes waren. Entweder durch Geburt oder durch Wahl, das heißt durch innige Zuneigung und Erkennung der deutschen Seele und durch innige Aneignung ihrer Kräfte, die wunderbar vermischert werden mit der stillen, unbewußten Naturliebe und dem leisen Stolz und der Einfachheit der mit der lieben Erde so vertrauten oderbauenden slowenischen Bevölkerung und mit ihrem Trieb, allein zu sein und auf den Höhen zu hausen.

Meine Religiosität war mit meiner Trennung von den Freundinnen zu Ende. Für immer. Doch so oft ich später seiner Schönheit und Poesie wegen katholischen Gottesdienste beizuhören, erinnerte ich mich noch nach vielen Jahren mit Behmut meines warmen Gefühls für die beiden Mädchen, denen jeder Zuleibe ich gern wirklich und herzlich fromm geworden wäre.

Beide haben später natürlich geheiratet. Von der älteren hörte ich, daß sie es ungern getan haben soll und dazu von ihren Eltern fast gezwungen hätte werden müssen. Vielleicht hatte sie noch einen anderen Lieb, dessen treue Verehrung sie aus nationalen Gründen nicht hat annehmen dürfen. Ob sie in ihrer Ehe eine glückliche Frau oder ob sie eine lebenswürdige und gütige Frau geworden ist, weiß ich nicht. Gesehen habe ich sie nie mehr. Die jüngere der Schwestern besuchte ich nach Jahren einmal als junge Frau und sah sie noch in ungetrübtetem Glück an der Seite ihres Gatten, den ich ebenso wie den der älteren Schwester von jenen slowenischen Tanzabenden her kannte und der dann als armer Irker in einer Heilanstalt gestorben ist. Damals wohnten sie in einer ganz reizenden Villa in der Nähe einer unserer kleinen Städte. Es war alles wunderschön und reich, ja luxuriös bei der jungen Frau. Sie selbst war lieb und einfach wie immer. Sie wunderte sich unendlich, wie aus dem Schein, schweigenden jungen Mädchen, das ich zur Zeit unserer Mädchenbekanntschaft gewesen bin, eine so lebhaft und regsame Person, wie ich es später war, geworden sei! — Ich kam danach noch oft an der blumengeschmückten Villa des jungen Paares vorbei, aber ich ging nicht mehr hinein: der nationale Gegensatz zwischen ihren Bewohnern und mir war zu groß und zu wirksam. Sie waren begeisterte slowenische Parteiführer geworden, während ich durch das deutsche Studentenleben der kleinen Stadt, in der ich jahrelang meinen Dienstposten bekleidet hatte, zu meiner ursprünglichen deutschen Denkart noch stark beeinflusst war und bei jenem Besuch meine Gefinnung etwas scharf zum Ausdruck gebracht hatte. So war diese schwärmerische und reine Freundschaft verkommen. Aber ich denke, daß in jenen fernvergangenen Mädchentagen auch ich den Millionärstöchtern einige Bereicherung gebracht habe, denn sie hatten damals keine Freundin außer mir.

Zu jener Zeit übte ich auch schon fleißig meinen Beruf aus und war viel beschäftigt. Nicht nur als Gehilfin meines Papas in seinem Bureau, sondern ich wurde von

den Nachbarämtern alle Augenblicke zur Vertretung auf ein paar Tage oder auch Wochen ausgehoben, und es mag in dem schönen Tale dort kaum eines der zahlreichen Postämter geben, bei welchem ich nicht einige Tage gearbeitet hätte. Ich genoß in der Gegend schon eine Art Berühmtheit, trotz meiner Jugend oder vielleicht eben wegen dieser. Fast immer war ich unterwegs und habe unzählige Postfahrten hin und her gemacht oder bin mit besonderen Wagen abgeholt worden, und fuhr bald durch die prächtigen Landstraße, bald durch die Sommerreise, zwischen den hohen, wohlgerasteten Hopfengärten hin oder mit Schellengeflügel durch den weißen Winter in leuchtender Morgenfrühe oder unter den Sternen im Abenddunkel. Ich sah das alles. Und obwohl ich bei diesen Fahrten und in den fremden Orten viele Menschen kennen lernte und trotz meiner Mädchenfreundschaften und Tanzkränzchen und aller genossenen Gastfreundschaft kommt es mir doch vor, als sei ich immer außerhalb der Gesellschaft, ja außerhalb der Menschen und stets allein gewesen. Doch wurde ich, wohin ich auch kam, freundlich als Gast aufgenommen und gehalten und mancher gesellige Abend oder mit zu Ehren besonders gut bestellte Mittagstisch ist mir in Erinnerung. Bezahlung gab es keine. Nur brachte ich manchmal meinen Eltern einen großen Schinken oder einen Kalbsschlegel als ihnen gefändes Präsent mit heim oder es wurde ihnen etwas detartiges oder vielleicht auch Geld zugesandt, oder ich erhielt wohl ein Geschenk an Toilettegegenstände und Dingen, die ich nicht brauchen konnte. Meine Dienste waren als nachbarliche Gefälligkeit erbeten und als Gefälligkeit getan worden. Nirgends galt ich noch als die arme kleine Beamtin, sondern als die Tochter des Postmeisters, der aus Freundslichkeit für einige Zeit seiner Gehilfin entließ. Ich kam da auf starke Stationen, auf denen ich recht fleißig arbeiten mußte und es einiges Geschickes bedurfte, sich rasch für kurze Zeit in fremde Dienstverhältnisse einzuarbeiten und wo es kaum freie Stunden gab, und kam auf schwache Stationen, wo man eben nur da sein brauchte, die Arbeit leicht war und ich den ganzen Tag über einen Roman geübt, beim Amtstisch sitzen konnte. Denn da ich zu Hause nur wenig lesen durfte und es da nur heimlich tun konnte, benötigte ich jene meine Exponierungen, um meinen Lesedurst zu stillen. Ich kam auf einsame Stationen, wo das Posthäuschen allein als Junggeheilm hauste, also auch die Vertretung keine anderen Einrichtungen vorband und ebenso hausen mußte. Oder ich kam in Postmeisterfamilien, meist reiche Häuser, erfüllt von Arbeit und Hast. Dort mußte ich die wenigen freistunden, die der Postdienst am Lande übrig läßt, allein an dem fremden Ort spazieren gehen, wenn ich es nicht vorzog, zu lesen und immer wieder zu lesen. Hier sah ich des Abends am Familientisch, der in den meisten Fällen in einer Wirtschaft stand, weil die Postmeister sehr oft zugleich Gastwirte waren, oder machte mit der fast stets vorhandenen Jugend des Hauses kleine Ausfahrten oder abendliche Spaziergänge.

In solch' einem Hause war es einmal, daß mir der schmude junge Haussohn eine stürmische und jugendheißer Liebe entgegenbrachte. Ich war solche Dinge nicht gewöhnt und schloß mich den seltenen und süßen Trank mit heimlichem Vergnügen. Auch gefiel mir der nette Junge sehr. Doch — das Mißtrauen, daß alle Lügen, und die Vorsicht und Abwehr, die mir das schlimme Ende meiner Verlobung eingebracht haben, waren stets noch in mir. Diese zu überwinden, hätte mir vielleicht eher Schwierigkeiten bereitet, als den zärtlichen Liebeswerbungen des lieben Krauskopfes Widerstand entgegenzusetzen. Ich habe nicht das Gefühl, besonderer Charakterstärke bedurft oder etwa ein schutzloses Alleinsein in dem fremden Haus empfunden zu haben, obzwar man da nicht viel Zeit hatte, auf mich acht zu geben, sondern ich fühlte mich der Situation gewachsen und nahm nur entgegen, was meinem jungen Herzen wohlgefiel. Einen Gefühlssturm gab es darin gar nicht, sonst würde ich nicht so ruhig zugehört und bloß eigeninnig gedacht haben: „Auf den Mund küssen darf er mich nicht,“ wenn der liebe Junge — ja ich möchte ihn gut leiden — am späten Abend auf den Stufen vor meiner Zimmertür saß und es mir schien, als ob er leise weine. Ich hatte keine Ahnung und keinen Begriff von irgendeiner Gefahr — lernte auch keine kennen, obwohl sie vielleicht ganz nahe, ganz nahe lauerte — ich hatte nur das für mich so seltene Gefühl meiner Macht über den Verliebten, denn die Tür war einen kleinen Spalt offen und ich sah, wie der Knabe den Kopf in die Hände vergraben hielt und wie er endlich traurig wegschlich.

Und wohl um diese so wunderliche Nacht auszuüben, sie recht auszukosten, hatte ich das Verbot ausgesprochen, meine Lippen zu küssen. Das durfte er niemals. So oft im Tag es nur anging schliefte der Loh in mein Bureau herein und küßte meine Stirn und meine Augen und die beiden schweren Böpfe, die ich über den Rücken hängend trug, und küßte meine Schriftzüge und die Amtsjournale, die ich in den Händen gehabt, aber niemals meine Lippen.

Dieser kurze, wilde und fröhliche Wirbelsturm war an dem stillen Sommermorgen zu Ende, als ich wieder heimreiste. Das ganze Haus hatte mich zum Wogen begleitet, alle standen um mich herum und wünschten mir fröhlich „gute Fahrt“ und trugen mir Grüße für zu Hause auf und riefen „auf Wiedersehen“. Der liebe Krauskopf aber reichte mir mit einer Verbeugung ohne Blick und ohne Wort vor all' den andern — eine Roße und dann zogen die Pferde an.

Ich habe die Roße noch eine Zeitlang aufgehoben und noch manchmal des hübschen Jungen mit dem Schnurrebärtchen über den weißen Zähnen und den verliebten dunklen Augen hinter den Zwiedergläsern gedacht.

(Fortsetzung in der nächsten Beilageausgabe.)

to each other — both quaint, primitive, unworldly, irregular. You could not separate the man from his music; it was himself. Meint man nicht wieder, daß der Dichter Mahler gekannt haben muß? Der Roman ist 1842 erschienen.

Musik nimmt zuweilen menschliche Gestalt an und leuchtet dann so stark aus ihr, daß man den singulären Menschen, zu dem sie geworden ist, kaum mehr gewahr wird. Das ist die Formel für Hugo Wolf und für Mahler. Es gibt freilich auch eine Musik zur bloßen Ohrenlust, aber diese ist damit nicht gemeint, sondern die andere, durch die wir in den Himmel entführt werden. Wer einmal die himmlischen Stimmen vernommen hat, der vernimmt sie fortan überall wieder, im Rauschen des Meeres, im Säusen des Sturmes, im Schweigen der Nacht. Aber dieses Erlebnis macht den Einen unglücklich, niemals wieder auf unserer Erde heimlich zu werden, und den Anderen macht dasselbe Erlebnis nur desto mutiger zum irdischen Leben, mutiger und freudiger. Jenen blendet es, diesen erhellt es. Jener sank, seit er im Himmel war, die Erde nicht mehr ertragen, die er doch durchsichtig und als Trug erkannt hat. Dieser kehrt, seit er die Wahrheit weiß, gestößt in unserer Bahn zurück, der ihn jetzt nicht mehr erschrecken kann, und blüht fortan zärtlich auf das holde Spiel unserer bunten Täuschungen hin, gegen die er sich jetzt gefeit fühlt. In einem Brief an Liszt, worin der wahre Sinn aller barocken Kunst zum erstenmal ganz enthüllt worden ist, hat Wagner geschildert, wie Calderon gerade von seiner „Weltverneinung“ aus, nach vollkommener ideeller Ueberwindung des Lebens“ erst für eben diese verlorene Welt, für eben dieses überwindene Leben eine neue „Sicherheit, Reinheit, Deutlichkeit und Wärme“ fand, deren er niemals fähig gewesen wäre, so lang er noch in ihrem Schein gefangen lag. So scheidet dieses Erlebnis, wie die Heiligen, auch die Künstler, je nachdem es den einen fortan unsere Welt verabscheuen, den andern sie nun nur desto herzlicher mit seinem guten Werk, mit seiner schönen Tat umfassen lehrt; und so steht dem Musiker, der vom Himmel segnend zur Erde wiederkehrt, dem barocken Musiker, Mozart, Weber, Richard Strauß, die furchtbare, von wildem Entsetzen geschüttelte, suchende Gestalt des tragischen Musikers entgegen, der, im Himmel erdenblind geworden, vor Sehnsucht wund, unsere Verbannung nicht mehr ertragen kann, Beethoven, Hugo Wolf, Mahler. Nur Wagner in seiner dämonischen Gewalt war beides, barock und tragisch zugleich, und hatte beides, die Musik des Tages und die Musik der Nacht.

Der Musiker der Nacht steht vor dem Problem, in einer Welt auszukommen, die für ihn ja gar nicht mehr vorhanden, die ihm zerronnen ist, ja die auch nur noch überhaupt gewahr zu werden ihm eine fast unüberwindliche Mühe macht und auf die er doch überall stößt. Beethoven verkroch sich und hatte das Glück, taub zu werden. Hugo Wolf hat das Problem nie bewältigen können, es zerriss ihn; mit Grauen hören wir erzählen, wie er im Wahnsinn die verstaubten Gassen und ge-

wohnten Häuser so bekannt fand und sich aber doch mit aller Quäl ihrer nicht mehr entsinnen konnte, alles schien ihm verstaubt: es ist das reinste Verhältnis des Gesegneten, der aus der Glorie sich nicht mehr zur Erde zurück finden kann. Mahler hat das Problem, mit dem kein tragischer Musiker jemals fertig wird (dies eben macht ihn ja tragisch), halb verwundert, halb neugierig, ja fast vorwiegend, mit einer unendlichen Geduld gehegt. Davon bekam seine Gestalt fast etwas Mührendes und jenen leisen Glanz der reinsten Kindlichkeit, der auch um seinen Mund war, der aus allen seinen Werken strahlt, am hellsten vom Scheitel des Trunkenen im Lied von der Erde. Seine Hilflosigkeit und Ratlosigkeit in unserem Leben, seinen fast komischen Ernst, es vielleicht doch noch einmal verstehen zu lernen, sein vor schnelles, immer wieder betrogenes Vertrauen, den knabenhaften Eifer, es recht zu machen, die brennende Sehnsucht, aus der ungeheuren inneren Einsamkeit, zu der er sich verdammt, von der er sich eben überall umschlossen sah, doch einmal auszubrechen, ein einziges Mal nur, zu den Menschen hinüber, doch immer wieder und wieder umsonst, nicht durch ihre Schuld, sondern weil alle Menschen den enttäuschen müssen, der jedem Menschen den höchsten Augenblick anfieht, dessen er überhaupt fähig ist, der nun aber auch von jedem diesen höchsten Augenblick unerbittlich fordert und es niemals begreifen kann, daß auch der beste Mensch dann wieder für eine Zeit ins Gemeine zurückfällt, dies alles schildert Specht mit einer durch Mitleid hellstichtigen Treue und wir ahnen das tiefe Erbarmen, an dem der für hart, ja grausam verrufene Mann gelitten haben muß, dem man es nie verzeihen wollte, wenn dann auch er einmal, in Augenblicken des Verlösens der Heldenkraft, nichts als ein armseeliger Mensch war.

Nur der anglojen Unschuld eines solchen mit völliger Weltblindheit geschlagenen Mannes hat auch das verruchte Wagnis glücken können, ein Hoftheater zum Festspielhaus zu machen. Unsere deutschen Hoftheater, zunächst der höfischen Geselligkeit dienend, sind allmählich, um die Kosten aufzubringen, genötigt worden, auch das Bürgerium einzulassen, dem sie nun aber ja für sein Geld auch etwas bieten mußten. Das Bürgerium war damals noch jung, hatte noch einen großen Sinn, hatte noch Ideale, und an seine Jugend, seinen Ernst, seine sittlichen Forderungen mußte sich das Theater wenden, um es anzuziehen. So gerät das Hoftheater denn von Anfang an zwischen die höfische Lustbarkeit und den bürgerlichen Bildungstrieb und weiß nie recht, ob es eigentlich zur sinnlichen Ergötzung oder mehr zur geistigen Belehrung oder gar zur seelischen Erhebung da ist; die Kurtsane, der Schulmeister und der Künstler streiten sich darum, und wer immer das höchst fragwürdige Wesen des Hoftheaters einmal erkannte, hat sich stets davon ergeben müssen, sich zwischen diesen Gegensätzen durchzuschwindeln, jeden zu betrügen und es keinen merken zu lassen; so von Goethe bis auf Laube. Nun tauchte, zum erstenmal in der romantischen Zeit, die Vor-

stellung des tragischen Erlebens auf, die später von Wagner, Nietzsche und Rhode im alten Athen lokalisiert wurde. Wir wissen ja gar nicht, ob jene Vereinnung sonst abgehandelter Menschen durch die dramatische Darstellung eines Schicksals, einer Begebenheit von solcher Macht, daß der einzelne darüber sich vergißt und nur noch die Gemeintheit einer alle bezwingenden Rot, einer alle beseligenden Lust fühlt, in jenem Theater des Dionysos jemals geschah oder etwa bloß durch die Sehnsucht Wagners, Nietzsches und Rhodes aus ihrer Phantasie dahin verjagt worden ist. Aber diesen Gedanken, dem Einzelnen auszustrengen, jedes abgehandelte Gefühl im ihm auszulösen und ihn in die Gemeintheit seiner Nation einströmen zu lassen, im tiefen Frieden so hervorzuheben, was sonst nur der Schrecken des Krieges, die Seligkeit des Sieges zuweilen vermag: den heroischen Augenblick, und zwar durch das sanfte Mittel der verbundenen Künste — diesen Gedanken, aus dem Bayreuth entstand, gar in einem Hoftheater auszuführen, konnte nur ein ganz im Phantastischen Lebender, die Wirklichkeit nicht einmal ahnender Mensch unternehmen, so von seinem heiligen Wahn beraubt, daß schließlich auch die ganze Stadt davon ergriffen und unterjocht wurde, eine Zeitlang. Das schildert Specht mit solcher Anschaulichkeit, daß wirklich das heroische Zeitalter unserer Oper in seiner ganzen Unschuld, Bewegtheit und Unerbittlichkeit noch einmal vor uns aufersteht. Als wir es erlebten, wie viele wußten denn da, was sie erlebten? Aber vielleicht sind alle großen Zeiten erst für die zurückblickenden Nachkommen groß.

Vorderhand strengen sich die Nachkommen noch nicht sehr an, die Schuld der Mittwelt an Mahler zu tilgen. Früher stand seine Person zwischen seinen Werken und dem Publikum. Er wirkte persönlich so stark, daß die meisten gar nicht über ihn hinweg bis an sein Werk kamen, die einen nicht vor Bewunderung und Liebe, die anderen vor Reid und Grimm und Haß nicht. Er hat erst wegstreben müssen, um sein Werk freizumachen. Jetzt aber wäre es doch bald Zeit, daß wir uns seiner erinnern. Nicht seinerwegen, sondern um unserer selbst willen. Es ist ein Verbrechen an uns selbst, die ungeheure lebendige Kraft seiner Werke noch länger tot liegen zu lassen. Es ist eine Schande, daß Wien das Werk Mahlers noch immer nicht kennt. Dazu genügt ja nicht, daß man gelegentlich einmal die Akte aufführt, ein anderesmal bald die Zweite, bald die Dritte oder wohl auch einmal die Kinderotenlieder auf ein Programm setzt. Es ist Zeit, uns endlich den ganzen Mahler zu geben, alle Symphonien und alle Lieder im Zusammenhang: einen Mahler-Zyklus. In München, in Dresden, jüngst erst auch in Berlin sind Richard Strauß-Wochen, am Rhein Max Regers-Feste veranstaltet worden. Man plant wieder eine Wiener Musikwoche und findet kein Programm dafür, das Erfolg verheißen könnte. Mahlers Symphonien der Reihe nach, dann seine Lieder, schließlich in der Hofoper die ganze Folge seiner sämtlichen Anzeigenungen vom „Tristan“

REPARATURLOSE BEDACHUNGEN MAUERVERKLEIDUNGEN GEGEN DIE WETTERSEITE AUS

# Eternit

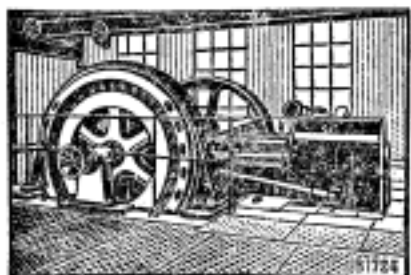
SCHIEFER

ETERNIT-WERKE LUDWIG HATSCHEK VÖCKLABRUCK WIEN BUDAPEST NYERGES-UJFALU

HEINRICH **LANZ** MANNHEIM

FILIALE: WIEN VIII, Laudongasse 9

Telegr.-Adr.: Lanzfiliale Wien  
Telephon Interurb.



LANZ'sche Heißdampf-Ventil-Lokomobile mit direkt gekuppelter Dynamo.

## LOKOMOBILEN

mit VENTILSTEUERUNG „System Lentz“

Für Heißdampf bestgeeignete  
BETRIEBSMASCHINE

LEISTUNGEN BIS 1000 PS.

EINFACHE BEDIENUNG. GRÖSSTE ÖKONOMIE.

JAHRESPRODUKTION ÜBER 2000 LOKOMOBILEN.  
INGENIEURBESUCH UND OFFERTE KOSTENLOS.



**Stolz**

ist manche Hausfrau auf den Grundsatz, nie ein anderes Heizungsmitel als den Sparherd zu benutzen. Nicht immer aber ist dieser Stolz berechtigt, zum Beisp. dann nicht, wenn Sie auch „Kronprinz“ zu den entbehrlichsten Heizmitteln rechnen.

„Kronprinz“

nicht besitzen, heisst den Haushalt mit unnützem Ausgaben belasten. „Kronprinz“ ist kein Anheißmittel, sondern das unentbehrlichste, billigste, eleganteste, transportable Heizungsmitel für die grösste Küche u. Salon. Heute noch verlangen Sie ausführliche Preis- und Referenzliste von der einzigen Fabrik **L. B. Kimping**, Wien, VII., Kaiserstrasse 65, oder lassen Sie sich „Kronprinz“ dort kostenlos vorführen.

VORNEHMSTE MARKE

**JAS. HENNESSY & CO. COGNAC**  
NUR ORIGINALFÜLLUNGEN

## Salit - Einreibung

Schmerzstillende Einreibung bei rheumatischen Schmerzen, Reiben, Hexenschuß. In Apotheken Flasche K. 2., Ippell. 1.35.  
Depot: Apotheke zum heiligen Leopold, Wien II/3.

bis zur „Spigienie“, aber wieder in Integrum hergestellt, das wäre ein Mahler-Monat. Es gibt doch in Wien einen Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs. Zu diesem habe ich das Vertrauen, daß er sich der Werke Mahlers vielleicht einmal annehmen wird.

### Die Erinnerungen von Camille Lemonnier.

(Band VI seiner ausgewählten Werke. In der einzig autorisierten Uebersetzung von P. Cornelius. Verlag Axel Junfer, Berlin, 1914.)

Von Marianne Trebitsch-Stein.

„Nous mêmes ou périr.“  
(Camille Lemonnier.)

„C'est fini... Je dois me mettre sous le couteau du Maître chirurgien! Le petit travail s'opérera mardi! Je suis sur le marche-pied: j'agite mon mouchoir vers les amis. Je vous regarde longtemps! Adieu!... Camille Lemonnier.“ („Es ist aus... Ich muß mich unter Messer unseres ersten „Schindermeisters“ begeben! Dienstag wird der kleine Eingriff vollzogen... Ich stehe auf dem Trittbrett und winkle meinen Freunden die letzten Abschiedsgrüße zu... Ich blide Sie lange an! Leben Sie wohl!...“) Der wehmütvoll energische Abschiedsgruß ist einem Briefe entnommen, den Camille Lemonnier wenige Tage vor seinem Sterben an seine deutsche Uebersetzerin, P. Cornelius, gerichtet hat. Schon monatelang pochte der Tod mit hageren Fingern an die Tore seines Lebens. Schleichende, unheilbare Krankheit näherte sich parasitisch von seinem Blute und seiner Kraft; von jener ehernen Kraft, die so unbeflegbar geblieben hatte. Mir ist's, als stände ein Lemonnier-Bildnis vor mir, eine der letzten photographischen Aufnahmen des Dichters in seinem Arbeitszimmer. Aufrecht, ja stramm lehnt er an einem hohen Bücherregal. Die Hände sind in die Taschen eines weiten Rockes versenkt. Weißes, gepflegtes Haar krönt an Stelle des roten Haarschopfes aus der Jugendzeit eine hohe, leicht zurücktretende Stirn. Die Nase ragt willensstark über einem weißen Schnurbart. Hinter dem Kneifer — mit dem bekannten schwarzen Bändchen — blicken die hellen Augen und sprechen Güte, Menschlichkeit, Versehen, Energie. Mit diesen Augen sehend, erfassend, begreifend, muß er wohl in die Vergangenheit geschaut haben, als er das letzte Werk, die Erinnerungen seines Lebens, niederschrieb. Für eine Weisfelder Tageszeitung, „La Chronique“, wurde dieses feuilletonistische Lebensbild in den Herbstmonaten des Jahres 1911 begonnen. Auch ein deutsches Blatt, die „Hamburger Zeitschrift“, brachte simultane Veröffentlichung der einzelnen Abschnitte. Hieraus stellte die „Chronique“ ihr Erscheinen ein (auch die „Zeitschrift“ ist seitdem vom literarischen Horizont geschwunden) und, gleichsam mit dem Zufall langsam Scheitert haltend, ging Lemonniers mit freier Begeisterung begonnene Arbeit immer zag-

hafter von hatten. Die Krankheit war da, staß quälend an seiner Vitalität. Und Lemonnier der Hüne, vom Stamme der langlebigen flandrischen Bauern, biß die Zähne fest und wollte sich nicht unterliegen lassen. Zähne schrie er fort — Kapitel um Kapitel. Die weiteren Seiten erschienen sporadisch in einer Pariser und einer belgischen Literaturzeitschrift... Dann kam der Tod. Wollte man abergläubisch sein? Im dreizehnten Abschnitt stehen gleichsam ahnend die Worte da: „Ich wurde geboren, ich liebte, ich schrieb, und ich sah den Krieg. Dies sind die wichtigsten Daten meines Lebens. Es fehlt noch ein anderes, das allem ein Ende machen wird, und das meine Hand nimmer wird hinschreiben können.“ Lemonnier starb am 13. Juni 1913. Die jüngst verlebten Jahre mochten ihm der Distanz noch zu nahe geblieben haben, um unparteiisch und klar darüber berichten zu können. Bloß bis zur Feier des fünfzigsten Bandes seiner Werke — 1908 — gedachte er die „Erinnerungen“ heranzuführen. Das Schicksal wollte es anders. Noch fünfzehn Jahre der geplanten Biographie blieben ungeschrieben. Sie reicht nur an die vierziger Jahre des Erdendallens dieses Künstlers. Ein Bruchstück — und doch ein volles Menschenleben. Wie viel ist da nicht schon gedacht, gefühlt, erfahren, geleistet!

Von eigener Kindheit, von Jugend, Werden, Welt-erfassen berichten die ersten Kapitel. Wir hören von seinem Vaterhaus, sehen ganz ruhende Bilder flandrischen Volkstums, die hier mit dichterischer Wahrheit erzählt sind. Wohl ist Lemonnier ein Kind der Stadt, war doch sein Vater Advokat und Bürger, und rein bürgerlich ging es in diesem Hause zu. Als er zur Schule kam, war die flämische Sprache noch Sprache der Armen; französisch ward er erzogen. Die Atmosphäre des Hauses aber war damals flämisch; flandrische Festtage wurden eingehalten, flandrische Kuchen wurden gebacken. Was haben doch alle Ihre wackeren Leute für eine Freude am Essen! schrieb Laine in späterer Zeit, da die „Contes d'amants“ erschienen waren. Als richtiger Fläme verstehen Sie es, für Küche und Haushalt und alle schlichten Details des einfachen Lebens unsere Sympathien zu erwecken. Allein auch aus dem gallo-romanischen Herzen seiner Vorfahren, aus dem weissen Blute seiner Ahne Zanina schöpfte Lemonnier die Säfte seines Lebens. Bald ist er Kocnane, bald Wallone, bald Fläme gewesen. Zwei Dinge gewiß dankte er der häuerlichen Vertrauenshaft: den streitbaren Unabhängigkeitstrieb eines aufstrebenden Wesens und die panhafte Liebe zur Natur. Rein erstaunlich dünkt es, wie der kleine Junge bereits in allen Rötten seiner Kindheit bei Bäumen und Blütenhalmen Luftsucht suchte, wie er Schale schwingt, um draußen bei Mutter Natur die Lehren der leimenden Erde dürrtend in sich aufzunehmen. Ich war durchaus kein eifriger Schüler; ein angeborener Unabhängigkeitstrieb machte mich zur Undiszipliniertheit geneigt... Unter den Kindern der Buchen kosteten die

Säfte; die Knospen barsten und erschlossen sich; die Blätter öffneten sich wie kleine, nach dem Katedismus langende Mädchenhände. Hier genoss ich meinen Unterricht: von den Bäumen, Insekten und Vögeln lernte ich die göttlichen Freuden des Lebens kennen.“ Und in reifen Jahren einst sagte er zu einem Freunde: „Am Herzen der Natur, da fühle ich mich erst ganz ich selbst, und in allen Prüfungen des Schicksals habe ich allezeit bei ihr Trost und gütige Zuflucht gefunden. Im tiefen Wald oder am weiten Strand — da fühle ich mich wie ein König, ein König ohne Reich und Herrscherjorgen.“ So erging es ihm sein ganzes Leben durch. Gab es Klammerneis und Schwermut — denn auch das Leben dieses Schaffenden zeitigte böse Stunden — dann floh er, wenn Arbeit ihn der Sorgen nicht vergessen ließ, hinaus zu den Bäumen des Waldes, zu Blumen und Gräsern, an die Ufer des ewigen Meeres. Sog aus der Kraft der Erde neue Kraft des eigenen Herzens und wurde wieder er selbst: der im Grunde fröhliche, herzlich zulängende flandrische Bauernsohn, der sich nicht schlagen und beugen läßt, der ungestört seines Weges geht, und sein Weg ist wohl auch der rechte. Das waren eben in seinem innersten Wesen begründete Kindheitsgefühle, die sich immer stärker und empfindbarer zu Mannesgefühlen — und Lemonnier der Mann war Lemonnier der Dichter — vertiefen sollten. Es scheint, als müßten sich hier andere Worte Laines bewahren: „Man schreibt nur das Buch wirklich gut, das man in seiner Jugend wirklich erlebt hat.“ Da kamen sie auch schon schweren Schrittes heran die flandrischen Bauern mit ihren flandrischen Reden und brabantischen Sitten; die Erzählungen vom Kuchenboden und Wurkessen, vom Ritmestreiben und freudigen Lebensfrüh. Wenige Jahre darauf folgte „Un Malo“ (Ein Mann); das Epos der Natur und ihrer Triebe.

Dazwischen aber entsprang dem Boden der Heimat, neben anderen Blüten des Feldes, eine Bauernidylle — ein Bauernroman „Un coin de village“. Gutes, gesundes, frohes Volkstum strebt hier zutage, das kräftigen Schlag und schlagfertige Kraft vertritt. „Ein Strauß von ländlichem Dinst aus wärzigen brabantischen Feldblumen“, ein Buch aus heimischer Erde! Fast glaubte man in diesen idyllischen Seiten leise Wahnungen an den schleiergarten, zwischen die Dünenhügel von Furnes und Gorgde hingetraumten „Kleinen Nazarenen“ wiederzufinden. Doch drei Dezennien später erst hat „Le Petit Homme de Dieu“ die besselnde Hand des Meisters verlassen. Lange Jahre brachten neues Versehen, ersehnten manches Naive durch mystisches Begreifen. Racioclinck, der katholische Mystiker J. K. Huyssmans stehen davor... Der Dorf-winkel will, noch fern aller Mystik in Natur und Menschenschickal, naiv nichts anderes denn Heimat geben. Die doppelte Klasse des Dichters erscheint von neuem be-